

(Nachdruck verboten.)

## 4] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.  
Von Robert Schweißel.

„O,“ machte Käthe Neuffer, die unterdessen Lautner mit ihren klaren nußbraunen Augen gemustert hatte, und es klang nicht wie eine Enttäuschung. Das längliche, wohlgebildete Gesicht Lautner's, seine ebenmäßige, beinahe seine Gestalt, die jedoch nicht schwächlich erschien, mochten einem Mädchen im Vergleich mit den derben Zügen und dem untersehten Busche Kaspar Etzschlich's wohl gefallen. Auch hatte sie für den Humor, der in seinen dunkeln Augen zwinkerte, sicher weniger Empfänglichkeit als für den schwermüthigen Geist, der auf der weißen Stirn des um mehrere Jahre jüngeren Goldschmiedes wohnte. Diesem fiel es nicht schwer, zu errathen, wer seine Begleiterin war, hatte Kaspar ihm doch seit der Rothenburger Kirchweih im Monat Juni wiederholt von seiner hübschen Base in Ohrenbach erzählt. Hans Lautner fand, daß er nicht zu viel von ihr gesagt hatte. Gefällig kleidete ihre kernig biegsame Gestalt der rothe faltenreiche Rock sowie die dunkelblaue Jacke, welche den runden bräunlichen Hals freilassend, die breitgewölbte Brust und die vollen Arme eng umschloß. Ein blaues Seidenband, der einzige Schmuck, den der Kastengeist jener Zeit außer einem silbernen Fingerreif den Landmädchen erlaubte, hielt über der klugen breiten Stirn das lichtbraune Haar zusammen, das in zwei dicken Zöpfen herabfiel.

Kaspar stieß den Freund mit pöflicher Miene an, als ob er sagen wollte: „Gelt, sie ist des Anschauens schon werth!“ und heller schimmerte das gesunde Jugendblut durch Käthe's volle bräunliche Wangen.

Eine Frage, die auf ihren dunkelrothen Lippen schwebte, blieb unausgesprochen, weil in diesem Augenblicke die Musik sich vernehmen ließ, welche den Hochzeitszug aus der Kirche führte. Eben war auch die Sonne der Nebel Herrin geworden und Jubelrufe begrüßten den seltenen Zug, dem voraus die Spielleute lustig in ihre Schalmeien, Pfeifen und Zinken bliesen. Fürwahr ein seltsamer Zug; denn die schlicht gekleidete Braut in Myrthenkranz und weißem Schleier wurde von dem Bräutigam im Priesterrocke geführt, über dem er den weißen Mantel mit schwarzem Kreuz der Herren vom deutschen Orden trug. In der gleichen Tracht erschien auch der Kommenthur des Ordens, Kaspar Christian, neben dem würdevollen Rektor der Lateinschule, dem Magister Wilhelm Bessenmayer, der für die Festtafel ein schwingvolles Carmen in der Sprache der alten Römer gefertigt hatte. Unmittelbar hinter dem Brautpaare führte der Altbürgermeister und Pfleger des Gotteskastens von St. Jakob, Herr Ehrenfried Stumpf das Fräulein von Badell, in deren Haus unmittelbar am Burgthor die Hochzeit gefeiert werden sollte. Das reiche Fräulein stand im mittleren Alter, und man merkte es ihrem klugen Gesicht an, wie zufrieden sie mit diesem Ehebunde war, welcher der alten Kirche offen den Fehdehandschuh hinwarf. Munter plauderte sie mit ihrem Begleiter, zu dem sie hinaufsehen mußte; denn er war ein großer, etwas hagerer Mann, in der Mitte der Vierzig ungefähr, dessen dunkle Augen mit dem Glanz und der Lebhaftigkeit der Jugend um sich schauten. Er wurde auf seinem Wege begrüßt, und Fräulein von Badell nickte jedesmal freundlich mit, wenn er mit einer fortdalen Handbewegung oder einem Nicken seines Kopfes dankte. Ehrenfried Stumpf war bei der Bürgererschaft sehr beliebt, sowohl wegen seiner uneigennütigen Sorge um das Gemeinwohl als auch wegen seiner zuweilen etwas derben Wahrheitsliebe, die keinen Unterschied des Standes kannte, hauptsächlich aber als ein offener Freund der Reformation. Das waren denn freilich Eigenschaften, die ihn den Geschlechtern, die alle Rathstellen ausschließlich aus ihrer Mitte besetzten, zuweilen recht unbequem machten. Hätte das Wahlrecht bei der Bürgererschaft gelegen, er wäre nach Ablauf seiner Amtszeit wohl immer wieder zum regierenden Bürgermeister erkoren worden.

Ihm zunächst schritt, aus mächtigen Augen schauend und mit dem lebhaft gerötheten Gesicht des sanguinischen Eiferers, die stattliche Gestalt des Doktor Deutschlin. An der Hand führte er den blinden Bruder der Braut, der sich sonst ohne Leitung

und nur mit Hilfe eines langen Stabes, der ihm heute müßig im Arm ruhte, so sicher durch die Straßen tastete, als ob er sehend gewesen wäre. Er hatte den großen, markigen Kopf, dessen Noksus zu einer leuchtenden Glaze geworden, etwas in den Nacken gebogen und verrieth schon dadurch, daß seine starrenden Augen der Sehraft entbehrten. Ein dichter Bart floß tief auf die Kutte herab, die mit einem weißen Strick gegürtet war. Seine nur mit Sandalen bekleideten Füße waren roth von der Kälte. Es folgten Paul Idelsamer's gelehrter Bruder Valentin, der lateinische Schulmeister, wie er genannt wurde, und Meister Philipp der Tuchsheerer, an die sich noch einige angesehenere Bürger mit ihren festlich gepuhten Frauen schlossen.

Kaspar Etzschlich nannte seiner hübschen Base die Namen der Hochzeitsgäste mit mancher lustigen Bemerkung, die ihr Lachen erregte. Er war ein Rothenburger Kind, während Bäckingen bei Heilbronn die Heimath seines Freundes war. Beide hatten sich um die letzte Osterzeit auf der Wanderschaft kennen gelernt. Hans Lautner hatte eben seine Lehrjahre zu Heilbronn beendigt und war nach dem kunstreichen Nürnberg gepilgert, Kaspar Etzschlich von Ulm, wo er zuletzt gearbeitet auf dem Heimwege nach Rothenburg begriffen gewesen. So hatten ihre Wege sich gekreuzt und Kaspar's Schilderungen seiner malerischen Vaterstadt Hans verlockt, ihn nach Rothenburg zu begleiten. Der junge Goldschmied war dann auch so glücklich gewesen, hier in Christof Ellwanger einen ebenso geschickten wie gutherzigen Meister zu finden, während Kaspar bei seinem Vater, dessen einziges Kind er war, in Arbeit trat.

Käthe Neuffer hatte ihrem Better schließlich nur noch zerstreut zugehört und wandte sich jetzt plötzlich mit der Frage an Hans, warum er auf der letzten Kirnmeß mit seinem Freunde sich nicht hätte blicken lassen?

„Weil er sich gern wie ein Schuhu mit seiner Pfeifen irgend wo verkriecht, wann's einen freien Tag giebt und ein vernünftiger Mensch lustig ist,“ antwortete Kaspar an des Freundes Stelle.

„Ja, bist Du denn ein Spielmann?“ verwunderte Käthe sich. „Ja hab' gemeint, daß Du ein Goldschmied bist.“

„Oh, der versteht sich auf viele Sachen,“ kam der Better abermals Hans zuvor. „So gut zum Tanz aufspielen wie er, könnt's selbst unser Stadtpeifer nicht, aber im Tanzen bin ich ihm über.“

„Aber so laß' doch Deinen Freund reden,“ rief Käthe ungeduldig und traufte die leicht über der stumpfen Nase ineinander fließenden Brauen.

„Aber er jagt's Dir nimmer, wo er gesteckt hat,“ schnitt Kaspar wieder, um das Mädchen zu necken, dem blonden Gesellen das Wort ab. „Im Schlingenbach hat er gesteckt. Das ist nämlich ein grausam wüß Holz, muß Du wissen, allwo die verwunschenen Seelen unserer Ehrbaren spuken. Soll so gar klein mit sein, die fürnehme Gesellschaft dort. Die hat der Hängelin durch sein Spiel auf der Pfeife erlösen wollen.“

Käthe drohte dem Better mit der Faust. Hans lachte ein wenig und sagte: „Von wegen mir könnten sie bis zum jüngsten Tag spuken, ich würd' darum nicht den kleinen Finger rühren. Was sollt ich auf der Kirnmeß? Ich kann nicht tanzen.“

Simon's Schwester sah ihn mit ihren schimmernden Braun-  
augen ganz erstaunt an, erwiderte jedoch nichts. Denn der Menschenstrom, in dem sie langsam mitgeschwommen waren, staute und preßte sich jetzt in der Enge zwischen der östlichen Langseite des Rathhauses und der Herren-Trinstube, hinter deren Rückseite sich der Hochzeitszug durch die Georgengasse auf den Hauptmarkt geschwungen hatte. In der Langseite des Rathhauses befand sich unter einem schmalen Bordache eine Reihe von Verkaufsbuden. Der schöne Renaissancebau aus körnigem Taubersandstein, mit weit ausladenden Vorstufen und der Laube mit offenem Altan darüber, der heute die Marktseite des Rathhauses ziert, ward erst ein halbes Jahrhundert später aufgeführt. Die Herren-Trinstube mit der Frohnwaage im Erdgeschoß erhielt durch viele Steinbilder auf kunstvollen Tragsteinen und durch ein zierliches Giebelmännchen ein schmuckes Aeußere. Auf der Marktseite befanden sich zwei Uhren, von denen die eine die Zeit, die andere die Länge des Tages und der Nacht angab.

Aus den Fenstern darüber, sowie aus denen aller Häuser schauten Neugierige auf den Marktplatz, durch dessen Gemühl der Hochzeitszug mit seiner Musik sich bewegte und eben um die Stirn des Rathhauses in die breite, zum Burgtor führende Herrengasse bog. Rätchen's Augen musterten die Zuschauer an den offenen Fenstern und jetzt rief sie, mit ihrem braunen Zeigefinger auf die Fenster der Herren-Trinstube deutend:

„Schaut den Stieglitz!“ Sie lachte ausgelassen.

Hans und Kaspar folgten der Weisung und der letztere rief: „Ach unsere liebwerthen Nachbarn, die Junker von Finsterlohr und von Rosenberg!“

„Der Rosenberg?“ fragte Hans Lautner hastig, indem ihm das Blut in die Wangen schöß. „Welcher ist's?“

„Der mit der Stubbennase, dem der rotze Bart in zwei langen Fäden vom Maul und Kinn auf den langen grünen Wappentrock hängt.“ antwortete Kaspar.

„Vrr,“ machte Rätche, „mit dem möcht' ich nichts zu schaffen haben. Hat ein Gesicht wie ein Bullenbeißer.“

Hans hatte die Lippen fest zusammengepreßt und verwandte kein Auge von ihm, während sein Freund fortfuhr: „Der neben ihm, mit dem schwammigen Gesicht, der Stieglitz mit dem Bald von bunten Federn auf dem Kopf und dem Rock halb roth, halb blau, und von den Ärmeln ist der eine roth, der andere blau und gelb gestreift, das ist sein geschworener Freund, der Philipp von Finsterlohr auf Laudenschach. Junker von Leuteschinder sollten sie eigentlich alle beide heißen.“

„Kommt weiter,“ stieß Hans mit finsterner Miene heftig heraus.

„Ist auch Zeit; denn ich lechze nach einem Trunk wie ein ausgetrockneter Sumpf nach Regen,“ sagte Kaspar. „Wir machen nach dem Bären, wo der Simon gewiß schon auf uns wartet.“

Es schob sich aber plötzlich ein Hinderniß in ihren Weg. Denn aus der schmalen Hasnergasse tauchten reich gekleidete Reiter hervor, von denen die vordersten ihre Pferde rückwärtslos rechts und links herumwarfen, um den folgenden Bahn durch das Gemühl zu schaffen. Die zornigen Zurufe, das Geschrei und Flüchten der plötzlich Bedrängten, unter denen es nicht an Frauen und Kindern fehlte, erregten nur die Heiterkeit der übermüthigen Stadtkunker, die von einem Spazierritt zurückkamen. Die Unverschämtheit der Junker lockte aus Hans Lautner's blauen Augen ein zornig sprühendes Feuer, und seine Hand fuhr nach dem Schwertgriff. Wie er aber die Klinge entblößen wollte, überflog eine glühende Röthe sein Gesicht, und er stand wie eingewurzelt. Hinter den rückwärtslosen Vorreitern erschienen zwei Amazonen auf reichgeschirrten Rossen. Die eine ließ sich in lässiger Haltung von einem milchweißen Zelter mit langer Mähne tragen, während ihre Augen unter einem blauen Sammethut mit wallenden Federn theilnahmslos über die Menge glitten. Ein Netz von Goldfäden und Perlen fesselte ihr blondes Haar. Die andere wiegte ihre schlauke, von einem grünen Kleide umflossene Gestalt anmuthig stolz auf dem Satteltischen eines ungedrüdigen Rappen. Ihre Wangen waren von der frischen Luft geröthet und ihre großen schwarzen Augen strahlten. Schwarz wie die Augen war das Haar, das gleich schimmernden Schlangen in zwei Flechten bis auf den Rücken des Pferdes hinabzüngelte. Ein breiter Hut von dunkelrothem Sammet mit goldenen Schnüren und Quasten und krausen weißen Straußfedern beschattete das schöne lebensvolle Gesicht.

„Ist die aber sauber!“ rief Rätche bewundernd aus.

„Darum heißt sie auch die schöne Gabriele,“ antwortete Kaspar trocken.

Hans blieb stumm. Rätche schielte nach ihm, und die rothen Schlängelein ihres Mundes krümmten sich schallhaft, wobei sich in ihren vollen Wangen zwei Grübchen bildeten. Hans starrte mit glänzenden Augen auf die Reiter, die unbekümmert um alles Schreien, Drohen und Flüchen, ihren Weg quer über den Marktplatz nach der Herrengasse nahmen. „Da könnte einem schier der beste Durst alle werden,“ brummte Kaspar ihnen nach. Rätche stieß Hans an, der lang ausathmete, und schweigend folgten beide dem Luchsheerer nach dem südlichen Schmalende des Hauptmarktes, wo es nach der tiefer liegenden Burggasse, der ältesten Straße Rothenburgs, hinabging. Rätche blickte verstohlen auf Hans, der den Kopf geneigt hatte, und in dessen Mienen ein trübes, fast schmerzliches Sinnen sich ausdrückte. „Ach,“ seufzte sie, „wer doch nur ein ganz Klein bißel so sauber ausschaut, wie die schöne Gabriele!“

Nur, es ist halt, wie es ist,“ fuhr sie sich bescheiden fort. „Was ich aber fragen möchte. Hat's bei Dir in Schwaben auch so schöne Maidelein?“

Er hatte kaum auf sie gehört. Jetzt warf er den Kopf auf. „Nein“, versetzte er kurz und bestimmt. „Sagte dann aber etwas verlegen hinzu: „Das heißt, ich weiß nit; ich hab' halt nach den Madlen daheim nit ausgeschaut.“

„D Du, geh,“ lachte sie lustig auf.

„Es ist schon so,“ versicherte er schlicht. „Ich kann es mir aber nit vorstellen, daß es auf der Welt eine geben sollte, wo schöner ist als sie.“ Seine Augen leuchteten.

Wieder lachte auf Rätchen's frischen Lippen der Schall. „Da ist's gar übel mit Dir bestellt“, meinte sie mit verstelltem Mitleid.

Er runzelte die Stirn.

Sie waren mittlerweile die anfangs steil sich senkende Gasse etwa bis zur Mitte hinunter gegangen, wo sie breiter wurde. Hier stand der Bär, welcher in seiner Höhle Mann und Roß gastlich aufnahm. Das Haus zählte nur zwei Stockwerke. Der Flur, in dessen Hintergrund eine Treppe nach oben führte, war mit Steinplatten ausgelegt. Daneben zur Linken lag die Schänktube, welche aus drei Fenstern auf die Gasse schaute. Freiliegende dicke Balken, die von Alter, Staub und Ruß fast schwarz waren, trugen die niedrige Decke des großen Raumes, in welchen die runden, in Blei gefaßten Scheiben von dickem, grünlichem Glase eine nur kümmerliche Helle dringen ließen. In der von Seiten- und Hinterwand gebildeten Ecke befand sich der Schankverschlag, der mit der Küche in Verbindung stand. Hausflur und Stube waren dicht mit langen Tischen und Bänken bestell.

Beide Räume waren schon mit Gästen angefüllt, meistens Bauern mit den Ihrigen, dazwischen verwandte oder befreundete Bürger, und ein lautes Stimmengewirr, ein Klappern und Klopfen mit Kannendeckeln und Bechern scholl Kaspar Etzschlich und seinen beiden Begleitern entgegen. Nach Simon Reuffer sahen sie sich im Flur vergebens um. Als sie von der Thürschwelle aus die große Trinstube überblickten, deren matte Helle von Wein- und Speisebüchsen geschwängert war, kam der Birth, der zwischen dem Verschlage, in welchem die wohlbeleibte Birthin des Zapfens wartete, und den Tischen hin und her schob, auf sie zu.

Von einem Wirth, wie man sich einen solchen gewöhnlich vorstellt, besaß Gabriel Langenberger nichts. Er hatte weder das seine Küche empfehlende Bäuchlein, noch die seine Getränke rühmende Kupernase. Sein Gesicht war von einer kränklichen, käsigten Farbe und mit einer langausgezogenen Nase geschnüdt; er hatte eine schmale, eingefallene Brust und einen langen Hals, und seine kleinen Augen bewegten sich, auch während er mit dem ihm bekannten Kaspar Etzschlich sprach, in steter Unruhe, als ob sie suchten, wo nach ihm geklopft würde, was oft genug geschah. Nach seiner Küche schien dagegen wenig Begehrt zu sein, höchstens wurde einmal ein Kraut, selbstverständlich mit Wurst, bestellt. Die meisten Landleute hatten sich ihren Mundvorrath mitgebracht, dieser bloß ein Stück Schwarzbrot oder ein Gebäck, jener dazu Käse oder Speck, Netti, Rüsse. Die nackte Tischplatte diente als Zeller und die Abfälle wurden auf den Fußboden geworfen. Ein Messer trug jeder in einer Scheide am Gürtel.

Gabriel Langenberger wies die drei jungen Leute nach einem Tische in der Nähe des letzten Fensters. Dort saß der Dorfmeister in eifrigem Gespräch mit zwei anderen Bauern, von denen der ältere Rätche vertraulich begrüßte. Es war Jörg Buchwalder aus Ottenhofen im Aischgrunde, ein behäbiger Mann mit bereits ergrauendem Haar. Der zweite, mit Simon Reuffer etwa von gleichem Alter, war der Weinbauer Leonhard Meßler aus dem südwestlich von Rothenburg gelegenen Dorfe Brettheim. Er betrachtete unter seinen überhängenden Brauen mißtrauisch die beiden jungen Burschen und nickte kaum merklich mit dem Kopfe, als er erfuhr, wer sie waren. Simon aber reichte dem Freunde seines Betters die Hand und sagte: „Sehet Euch daher, für zwei redliche Gesellen ist Platz bei uns.“

„Ihr waret also im Münster?“ hob Jörg Buchwalder aus Ottenhofen das Gespräch an. „Das war gescheidt; müssen wir auf den Dörfern uns doch mit der Schlampe begnügen, die uns der Pfaff Sonntags in den Trog schüttet. So hat der Doktor den Ordensmann wirklich getraut und es ist keine Einspruch' nit geschehen?“

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Wenn die Leute nichts zu thun haben, verfallen sie auf die „höhere“ Politik. Und ist's gar noch trübe und unfreundlich, wie etwa am Pfingstmontag, dann fallen sie über Jeden, von dem sie meinen, er höre das politische Gras wachsen, her wie die Bremsen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber sie nahmen mich am zweiten Feiertage recht tüchtig ins Gebet: Wie es denn stehe mit dem Kriege um Kuba. Da ich davon so wenig wußte wie der Präsident von Nordamerika, so verlegte ich mich aufs Versprechen:

Ich würde nachfragen, mich bei Sachverständigen erkundigen und am nächsten Sonntag getreulich berichten. Sie mußten mit der Antwort zufrieden sein, ich war ja kein Reichstags-Kandidat. Und noch an demselben Abend sandte ich ein Telegramm nach Paris: „Liebe Tante, wie denken Sie über Kuba? Antwort bezahlt.“

Pünktlich um Mitternacht trommelte der Depeschenbote an meine Thür. „Fragen Sie meinen Herrn Neffen! Berlin, „Nothes Haus“.“

Ich rieb mir die Augen und bedachte mich mit einigen Rosenamen. Die Weisheit hätte ich wahrlich billiger haben können! Der Vater des kleinen Franz hat eine Anekdote. In dieser Wirthschaft verkehrt jeden Donnerstag ein Stadtverordneter. Dieser Stadtverordnete ist zwar nicht ein Parteigenosse des Herrn Vorstehers, aber dieser Herr bedenkt den Stadtverordneten nach jeder Sitzung mit einigen politischen Prophezeiungen. Und der Stadtvater weiß dann sofort, was er zu glauben hat: das Gegentheil. Bis heute ist das auch immer eingetroffen. Es ist zu wünschen, daß der Herr Vorsteher wenigstens bis zum 16. Juni Recht behält; es giebt dann in zwei Berliner Wahlkreisen einen Freisinn-Durchfall, daß es nur so ischneppert.

Da von der Pariser Tante nichts herauszubekommen war, begab ich mich am Dienstag zur Großmutter nach der Krautstraße. Als ich eintrat, machte die alte Dame ein Gesicht wie eine Nachtkeule, der die Sonne ins Nest scheint. Aber dann gab sie sich. Und als ich fragte: „Was wissen Sie über Kuba und Portorico?“ blickte sie süß wie Syrup. „Der Sache werden wir auf den Grund gehen“, meinte sie. Sie nahm eine didbauchige Kanne vom Ofen und betrachtete drei Minuten lang aufmerksam den Kaffeegrund. Wöglich warf sie den Kopf zurück, verdrehte die Augen und stütete: „Ich se—he, sehe! Bei—de, beide, wer—den, werden ge—köpft!“ Das letzte Wort schrie sie heraus wie die Jungen das Amen im Vaterunser. Ich war ganz verwirrt. „Was? Wer? Beide? ... Köpft? ...“ Ihre Stimme schwoll: „Ja doch! Köpft! Beide! Die Kuba'n und der Nihil! ...“ Ich mußte den Kopf schütteln. Gleich fuhr sie auf: „Zor zwölf-einhalb is det genug! ... Uebrigens sind Sie en Zeitungs-schreiber. Sehe Ihnen det an. Wenn Sie nich gleich machen, det Sie raus kommen, verlage ich Sie wejen unlaunterer Wettbewerbung ... raus! ... raus! ... raus!“

Beischämt machte ich die Thüre von draußen zu. Jetzt war nur noch eine Rettung. Ich nahm eine Droschke und fuhr bei einer der ersten „Herden der Berliner Presse“ vor. Der Mann brauchte nur noch jede Woche einmal und zu allen heiligen Zeiten einen Artikel zu schreiben, er gehörte zu denen, die da wenig arbeiten, also zu den Hochstehenden; der mußte etwas wissen. Und ich setzte mich in den Polsterstuhl, auf dem vor Zeiten ein Kriminalkommissarius als Egeria gesessen. Und ich hub an: „Verzeihen Sie einem jungen Anfänger, wenn er Sie belästigt. Aber ich habe mir vorgenommen, etwas Licht in die Kriegsvorgänge um Kuba zu bringen dadurch, daß ich die Sachkennner und Autoritäten beider Welten um ihre Meinung befrage. Also, Meister, wie denken Sie über Kuba?“ Mich traf ein Blick aus des Meisters rundrollendem Auge. Dann nahm der Herr einen Kognak, stellte aber schnell die Flasche wieder fort. Und während er sich den seidenweichen Bart wuschte, und ein halbgefrorenes Lächeln sich auf sein Antlitz senkte, sagte er — es klang wie das Flüstern im Rohre — „hm! ... Wissen Sie was? ... hm! ... Wenn ich etwas verstehe ... Wenn ich etwas wüßte ... hm! ... Wäre ich nicht Tintenkuli seiner Majestät des Inzeratentönigs!“

So, meine Herrschaften, das ist, was ich im Verlaufe der letzten Woche über Kuba und den Krieg aus ersten Quellen vernommen habe. Ich habe außerdem noch sämtliche eingelaufenen Telegramme gelesen, sie besagen auch nichts anderes. Sie müssen sich also den Reim dazu schon selbst machen.

In der preussischen und auch in anderen Landstuben ist von Gottesfürchtigen und von Leuten, die mit großem Grundbesitz belastet sind, schon des öfteren darüber Klage geführt worden, daß das Volk heutzutage zu viel Bildung besitze und noch immer mehr zu lerne. Besonders auf dem Lande sei es schon das reine Aergerniß. Die Kinder würden jetzt in den Dorfschulen so aufgeklärt, daß die Vurschen sich nicht einmal mehr von dem Herrn Inspektor oder dem gnädigen Herrn prügeln lassen wollten; die Kost sei ihnen zu schlecht — man denke, Stampfartoffeln! —, der Lohn zu gering, die Arbeitszeit zu lang. Und deshalb zöge alles nach den Städten und der arme Großgrundbesitzer müsse elendiglich zu grunde gehen. Die verständnisinnig mögen die Herren, die so denken, zu der Nachricht genickt haben, die unlängst aus Wien kam. Der Ministerpräsident Graf Thun ist ein böhmischer Magnat. Als er an die Spitze der Regierung berufen wurde, zog er natürlich seinen ganzen „Hofstaat“ nach Wien. Und für alle Domestiken fand

sich im Palast des Ministeriums des Innern ein Unterkommen, nur nicht für die gräßlichen Tafelbeder. Das war ärgerlich, das ging einfach nicht. Kann sich ein anständiger Mensch einen Minister ohne Tafelbeder vorstellen? Aber der Herr Graf wußte bald Rath. Im Ministerium des Innern war bis dahin die zweitgrößte Bibliothek Oesterreichs untergebracht. Die Beamten sollten bei ihren Arbeiten nicht ohne Hilfsmittel sein. Aber was kümmerte sich ein Minister-Graf um die rasche und gründliche Erledigung von Akten, wenn er seine Tafelbeder entbehren soll! Die Bibliothek wurde aus dem Palaste geworfen, in den frei gewordenen Räumen quartirten sich die Tafelbeder ein. Vor einiger Zeit hat im österreichischen Abgeordnetenhause ein Christlich-Sozialer den Ausspruch gethan: „Lassen Sie mich mit den Büchern aus; die hab ich schon „gefressen“. Der Name heißt Vielohlawel. Wenn er sich nicht zum Tafelbeder eignet, dürfte er dem Ministerpräsidenten vielleicht als Oberbibliothekar passen.

Die deutsche Lehrerversammlung in Breslau hat im ganzen einen recht erfreulichen Verlauf genommen. Ein starker Fortschrittsdrang machte sich auf allen Gebieten bemerkbar. Das mag die Junter und ihre Blutsverwandten, so da vom grünen Tisch aus das Volk regieren wollen in alle Ewigkeit, daß gewunnt haben. Aber auch für sie hat die Lehrerversammlung leider einiges Erfreuliche gebracht. Zwer Lehrer thaten in Breslau den Mund auf, und das einmal klang es, als redete ein alter Dorfschulmeister, der bei den Bauern der Reihe nach essen herumgeht, und der andere erschien wie ein ausgiebender Unteroffizier, den man mit einer Schulstube versorgte. Dieser wandte sich gegen eine bessere Ausbildung der Lehrer mit den Worten: „Was sollen die Behörden dazu sagen? ... Wer soll in Zukunft Lesen lehren?“ Und er warnte zum Schluß vor Beschlüssen, mit denen die Behörde nichts ansfangen könne. Der Andere war noch löstlicher. Der stellte sich hin und sang zuerst dem Centrum ein Loblied. Dann sagte er: „Ich erkläre, es ist geradezu eine Wohlthat, wenn Kinder auf dem Lande des Nachmittags drei bis vier Stunden beschäftigt werden.“ Das ist derselbe Unterthämigkeitsgeist, der es duldet und ertrug, daß der Lehrer zum Knecht des Pastors und zum Sklaven der Bureaukratie gemacht wurde, und es ist bezeichnend, daß er gerade jetzt so offen sich äußert. Die deutsche Lehrerschaft würde sich selbst aufgeben, wenn sie derartige Anschauungen unter sich groß werden ließe. Wir trauen ihr so etwas nicht zu. Vielleicht sieht sie es auch recht bald ein, daß sie trotz der Tante in Paris und Herrn Langerhans u. Ko. in Berlin nur einen wahren und aufrichtigen Freund besitzt, die Sozialdemokratie. —

## Kleines Feuilleton.

— Die Riesenschlange als Affenbändigerin. Die Wiener „N. Fr. Pr.“ schreibt: Mittwoch abends, bald nachdem das Unwetter sich verzogen hatte, spielte sich im Käfig der erst diese Woche angekommenen riesigen Bärenpaviane des Wiener Thiergartens vor den Augen des Publikums eine sehr aufregende Scene ab. Die beiden mächtigen Thiere sollten aus dem Tageskäfig in den anliegenden, nur durch eine Fallthür verbundenen Nachtkäfig gebracht werden. Die Thiere zeigten aber keine Lust, sich in ihrer Position stören zu lassen. Weder das gütliche Jureden des Wärterpersonals noch das Stoßen mit spitzen Haken vermochte sie aus dem Käfig zu treiben. Man holte Fadeln herbei und zündete ein Feuer an, damit der Feuerschein sie vertreibe. Das bewirkte aber nur, daß die beiden Bestien in wilder Wuth an den Stäben des Gitters zerrten und zähnefleischend von Ast zu Ast sprangen; sie machten aber durchaus keine Miene, durch die Fallthür zu verschwinden. Man holte nun den Inspektor des Bivariums, welcher — mit einer mächtigen Riesenschlange erschien, da die Affen belamntlich die größte Angst vor Schlangen haben. Und nun entwickelte sich eine ungemein aufregende Scene, deren Wirkung durch Fadelchein in finsterner Nacht noch erhöht wurde. Inspektor Percina betrat mit der Riesenschlange den Nachtkäfig und öffnete die Fallthür, um das Thier auf die beiden Affen loszulassen. Die Schlange wendete sich aber gegen den Inspektor und versetzte ihm einen leichten Biß in die Wange, so daß das Blut gleich herunterfloß. Auch der Wärter wurde gebissen. Des Publikums bemächtigte sich große Aufregung. Herr Percina beruhigte dasselbe. Die Schlange hatte sich inzwischen in den Käfig und auf einen Ast geschwungen, während die beiden Paviane in wilder Flucht durch den Käfig jagten. Mit ruhigem, aber stehendem Blick beobachtete die Riesenschlange die Bewegungen der beiden Thiere. Wöglich schielte sie auf einen der Affen los. Dieser aber weicht geschickt aus und springt auf den Ast, wo der andere bereits Platz genommen. Die Schlange lauert nun mit vorgerecktem Halse vor der Fallthür, zu neuem Sprunge bereit. Es vergeht kaum eine Minute, und sie geht von neuem los. Diesmal ist sie etwas glücklicher. Während der eine Pavian durch einen klünnen Seitensprung zur Fallthür sich rettet und durch dieselbe verschwindet, gelingt es der Schlange, sich dem anderen zu nähern. Ein förmlicher Schauer erfasst das Publikum bei diesem Anblicke. Doch nicht lange währt dieser aufregende Moment. Behende wendet sich der Affe zur Seite, er springt auf den Ast, die Schlange bleibt lauierend in einer Ecke liegen. Diesen Augenblick bemut das Auge Thier und springt mit einem Sage zur Fallthür und durch diese in den Käfig, über den sich nun die Thür schließt. Damit war dieser aufregende Akt des Thierkampfes beendet. —

**Kunst.**

—hl. In dem kleinen Lesezimmer der Berliner Kunstausstellung (Saal 25) sind einige Glasfenster angebracht, die einen neuen Stil glänzend vertreten. Hans Christianen hat die beiden besten entworfen. „Schwäne bei Abendstimmung“ und einen „Abend“, in dem eine Frauenfigur den Haupttheil des Feldes füllt; die Ausführung stammt von Karl Engelbrecht in Hamburg, der selbst auch einen zweitheiligen Fenstervorscher, „Tris“ und „Mohnblumen“, gezeichnet hat. Es sind rein ornamental behandelte Arbeiten, ohne jede Zeichnung mit Schwarzloth, wie sie die älteren Glasfenster, zum Beispiel die daneben angebrachten von Heinersdorff (Berlin), zeigen. Möglich geworden sind sie erst durch die Erfindung des amerikanischen Opalescentglases. Jedes Stück desselben enthält eine außerordentliche Fülle von Nuancen, die durch Uebereinandergießen und Mischen verschiedenerfarbige Glasflüsse entstehen. Die Formen in Fenstern aus diesem Material werden durch die Bleizüge dargestellt, mit denen man die einzelnen Stücke zusammenfaßt. Wie prachtvoll die Wirkungen sind, die sich mit solchen Gläsern erreichen lassen, zeigen die ausgestellten Stücke. Der Reichthum, die Tiefe und Leuchtkraft der Farben ist nicht zu überbieten. Alle Zufälligkeiten des Materials, die Eigenart der Farbmischungen wie die Rauigkeit des Glases und die dadurch hervorgerufenen Glanzlichter, werden von den Künstlern ausgenutzt; eigenthümlich schillernde Töne erreichen sie durch Uebereinanderlegen verschiedener Glasplatten.

An den Fenstern Christianen's reizt aber nicht nur die Farbe, die zu seinen Harmonien mit äußerster sicherer Abwägung der Werthe der einzelnen Farbenflächen zusammengesetzt sind. Sie zeugen auch von einem überlegenen Formgefühl ihres Meisters. Er ist ein Künstler von einem ungewöhnlichen Reichthum der Erfindung. Das letzte Heft der Zeitschrift „Kunst und Decoration“ giebt eine umfassende Uebersicht über seine bisherigen Leistungen. Sein Werdegang ist sehr interessant. Der jetzt 31 Jahre alte Künstler ist ein Flensburger. Vier Jahre lang ist er bei einem Anstreicher in der Lehre gewesen und hat dann als Gehilfe einige Jahre lang Deutschland bereist. Stipendien ermöglichten ihm für drei Semester den Besuch der Kunstgewerbeschule in München und später eine Studienreise nach Italien. In Hamburg wurde er dann Lehrer an der Fachschule und etablirte sich als Dekorationsmaler. Im Jahre 1893 wurde er auf Kosten des Staates zum Studium der Weltausstellung von Chicago gesandt und brachte von der originellen, frisch erblühenden amerikanischen Kunst werthvolle Anregungen mit. „Nach meiner Rückkehr“, erzählt er dann, „empfund ich mehr denn je die Abhängigkeit vom Publikum, von den Geschäftsjorgen etc., ich wollte frei sein und frei schaffen und studiren können; endlich 1895 wurde mir dieses möglich, ich hängte den Malermeister an den Nagel und ging wieder auf die Wanderschaft. Zunächst auf eine Zeit lang nach Antwerpen, dann im Herbst nach Paris, um Alt, und, da es mir fern lag, meine Seele für die Zukunft ganz dem Goldrahmen zu verlaufen, alle vorzüglich ausgebildeten Techniken an der Quelle zu studiren, um sie künstlerisch zu verwerthen.“ Er ist noch immer in Paris, da er dort sehr gute Aufträge hat, „man muß ja da bleiben, wo man sein Auskommen findet.“ „Was mich am meisten gefördert hat, das sind die Aufträge gewesen, Aufträge der verschiedensten künstlerischen Arten.“ Die Allgemeinheit der künstlerischen Bethätigung ist ein bezeichnendes Merkmal der Künstler unserer Zeit. Auch Christianen ist auf den verschiedensten Gebieten thätig. „Ich fasse meine Thätigkeit als Künstler so allgemein als möglich auf; ich will ein Porträt malen aber auch ein Möbel entwerfen können; ich zeichne Karikaturen aber auch Tapeten, Plalate, überhaupt Originale für jedes Druckverfahren; ich entwerfe Glasfenster, aber auch gelegentlich einen Wandschirm für Ledertechnik. Meine Devise heißt: Darstellung von Charakteristit in Form und Farbe dem Zweck und der Technik angepaßt.“ So läßt diese Worte sind, Christianen arbeitet thätig an ihrer Verwirklichung. Das erwähnte Heft weist Beispiele von allen Arten auf, und immer ist eine glänzende Beherrschung der Technik, ein wundervoller Schwung in den Linien, kräftige, schön kontrastirende Farben und eine fein berechnete Komposition der Flächen an ihnen zu bewundern. Dabei wird er nie einseitig, von überall her nimmt er ihm passende Anregungen auf und verarbeitet sie in seiner originellen Weise. Eine unerlöschliche Phantasie, ein übersprudelnder Reichthum an Formen ist ihm eigen. —

**Erziehung und Unterricht.**

— Zur Schularzfrage. In Königsberg i. Pr. hat der Magistrat die Anstellung von zehn Schularzten beantragt, denen ein Honorar von je 600 Mark jährlich bewilligt werden soll. Die ausgearbeitete Dienstausweisung besagt: Die Schularzte sollen den Gesundheitszustand der Schüler überwachen, sie sollen ferner den Leitern und Lehrern der Schulen in schulhygienischen Fragen die nöthige Auskunft ertheilen. In Erfüllung dieser Pflichten sollen sie die neuereintretenden Schüler möglichst bald genau auf ihren Gesundheitszustand untersuchen und dabei feststellen, ob das Kind einer besonderen Berücksichtigung bei dem Unterricht, zum Beispiel bei Ausschließung oder Beschränkung in einzelnen Fächern (Turnen, Singen), oder Anweisung besonderer Sitzplätze bei Kurzsichtigkeit oder Schwerhörigkeit bedarf. Ueber jedes Kind soll ein Gesundheitsbogen ausgefüllt werden, der es von Klasse zu Klasse bis zur vollendeten

Schulzeit begleitet und bei einem Schulwechsel mitgegeben wird. In dem ersten Theile einer alle vierzehn Tage abzuhaltenden Sprechstunde sollen jedesmal zwei bis vier Klassen einem Besuche des Schularztes unterzogen werden, wobei dieser die sämtlichen Kinder der Klasse äußerlich untersucht und die einer genaueren Untersuchung bedürftigen zurückstellt. Sodann folgt die genauere Untersuchung der zurückgestellten und der von den Lehrern aus besonderer Veranlassung zugeführten Kinder anderer Klassen. Eine Behandlung der krank befundenen Kinder soll von dem Schularzte nicht übernommen werden; die Kinder werden vielmehr mit einer schriftlichen Meldung über den Krankheitsbefund den Eltern nach Hause geschickt. Auch außerhalb der regelmäßigen Schulbesuche können dem Schularzte von dem Schulleiter einer anstehenden Krankheit verdächtige Kinder in die Sprechstunde gesendet werden. Die gesammten Räume der Schule sollen zweimal im Jahre von dem Schularzte unter Zuziehung des Schulleiters und eines städtischen Baubeamten untersucht werden; auch während der regelmäßigen Schulbesuche sollen die Heizung, Ventilation, Beleuchtung und die sonstigen hygienischen Einrichtungen beobachtet werden. Um die Lehrer mit den wichtigsten Fragen der Schulhygiene vertraut zu machen, sollen ihnen durch die Schularzte im Winter hierüber Vorträge gehalten werden. —

**Humoristisches.**

- Schicksalsstücke. „Es ist entsetzlich, Herr Doktor, ich darf beginnen, was ich will und noch so wenig genießen — ich nehme doch immer zu!“
- „Schicksalsdick, gnädige Frau!“ —
- Boshaft. Weinhändler. „Mir ist mein ganzer Keller ausgeräumt worden, habe aber keine Spur von dem Dieb!“
- Kunde. „Haben Sie denn schon in den verschiedenen Spitälern nachgefragt?“ —
- Druckfehler. (Aus einem Festbericht.) . . . Die hier versammelten Vegetarianer wurden von den Sängern mit dem schönen Liede begrüßt: „Wem bring' ich wohl das erste Gras!“ —

(„Flieg. Bl.“)

**Vermischtes vom Tage.**

- Hamburgs Seeschiffahrt zeigt eine stetig fortschreitende Zunahme. Vom Januar bis zum Mai d. J. sind 4716 Schiffe mit fast 3 Millionen Reg.-Tons (darunter 3259 Dampfer mit 2 1/2 Millionen Tons) angekommen und 4633 Schiffe mit 2,8 Millionen Tons abgegangen. Im gleichen Zeitraum des Vorjahres liefen 4205 Schiffe ein und 4240 aus. —
- y. In Lüneburg und Umgegend hat es in den letzten Nächten stark gefroren. —
- Beim Mergelgraben wurden zwei Aechte in Uelitz bei Schwerin von einer einsürzenden Lehmwand verschüttet. Einer wurde als Leiche herangezogen, der andere erlitt einen Beinbruch. —
- Bei einem Treppenbrand in Apolda mußte eine Frau ihre vier Kinder aus dem Fenster des vierten Stocks auf bereitgehaltene Teppiche hinabwerfen und dann selbst den Sprung wagen. Das jüngste Kind fiel auf das Pflaster und starb, die anderen erlitten Verletzungen. —
- In dem Dorfe Kreisha bei Dresden ertränkte sich eine Arbeiterwitwe mit ihren zwei Kindern. Nahrungsjorgen haben sie in den Tod getrieben. —
- Ein Heringsmuseum soll in Gøttenburg errichtet werden und in Verbindung damit eine Sammlung von Plankton aus allen Meeresgebieten. Zu diesem Zweck werden Expeditionen nach den verschiedenen Meeren ausgerüstet. —
- Die schwedische Gradmessungs-Expedition hat die Reise nach Spitzbergen angetreten. Sie soll die Vorarbeiten für die umfangreiche Gradmessung ausführen, die in den Jahren 1899 und 1900 auf Spitzbergen von Schweden und Rußland gemeinsam vorgenommen werden sollen. —
- In der Krader Weinregion (Ungarn) verbreitet sich die Rebenmotte ungemein schnell und droht die ganze Ernte zu vernichten. —
- Eine Warschauer Buchdruckerei giebt einen Band der Werke Mickiewicz's heraus, der so winzig klein ist, daß die Schrift nur mit Hilfe eines scharfen Vergrößerungsglases gelesen werden kann, während der ganze Band als Verloque an der Uhrkette getragen werden soll. —
- In Zarizyn und in dem Strich nordwestlich hinauf gegen Moskau herrscht seit Wochen schon eine tropische Hitze. Ueber Zarizyn lagert eine Staubwolke. Die Entwicklung der Saaten ist gefährdet. —
- Ein 63jähriger Mann wurde in Paris am Donnerstag in seinem Bette todt aufgefunden. Der Arzt konstatarirte als Todesursache: Durch Kälte verursachte Kongestion. —
- Der kanadische Polizei-Oberst von der Station am Dememann-See berichtet, daß bereits am 9. Mai, als die Gebirgsübergänge noch mit meterhohen Schneemassen bedeckt waren, schon 25 000 Menschen die Felsengebirge überschritten hätten, um nach dem Yukonbezirk zu gelangen. Die Zahl der dabei Umgekommenen schätze er auf 3000. —